
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 233. Bromberg, den 12. Oktober 1929.

Das Haus am Mondfels

Roman von Arthur J. Rees.

(12. Fortsetzung.)

„Das ist schwerlich anzunehmen.“

„Versuchen wir es trotzdem. Sie waren zu der Zeit im Kohlenkeller beschäftigt, sagten Sie, nicht wahr?“

„Zu welcher Zeit?“ fragte Thalassa mit raschem Blick.

„Zur Zeit als von oben der Krach kam.“

„Ja.“

„Um welche Zeit war das?“

„Wie soll ich das wissen? Meinen Sie, im Kohlenkeller gibt es eine Uhr? Es muß gegen halb zehn gewesen sein.“

„Nach der oberen Uhr. Glauben Sie, mir wäre das entgangen? — Dann hörten Sie, wie Ihre Frau nach Ihnen ruft und eilten in die Küche. Dann stürzen Sie hinauf an die Tür Ihres Herrn und beschließen, da sie versperrt ist, Hilfe zu holen. Ehe Sie aber dieses Vorhaben ausführen können, erscheinen Herr und Frau Pendleton mit Dr. Ravenshaw. Ist es so richtig?“

„Das ist richtig.“

„Richtig bis auf eines, Thalassa.“

Fest begegnete Thalassas Blick dem Auge Barrants. Es sah nicht aus, als hehle er eine Schuld. „Nun?“ fragte er.

„Ich sehe, daß Sie nicht aufrichtig sein wollen. Lassen Sie mich Ihrem Gedächtnis ein wenig nachhelfen. Hatten Sie keinen anderen Besuch — ehe das Ehepaar Pendleton und Dr. Ravenshaw kamen?“

„Besuch?“ Nun lag Spott in seinem Blick, sonst aber nichts. „Ist dies ein Ort, Besuch zu empfangen?“

„Nicht im gewohnten Gang der Ereignisse“ — immer noch lächelte Barrant freundlich, — „doch der Abend, an dem Ihr Herr starb, war ein außergewöhnlicher Abend. Da mag wohl jemand ins Haus gekommen sein.“

Wieder hielt er inne und suchte in dem Gesicht vor ihm nach einer Spur von Schuldbewußtsein. Doch er sah keine. Wohl begegnete Thalassa auch jetzt seinem Blick, aber er blieb stumm.

„Thalassa“, Barrants Stimme hatte auch jetzt den beschwörenden Klang und nur ein Ohr, das sehr fein unterschied, hätte die Drohung im Unterton erkannt, „Sie wissen, daß an jenem Abend noch jemand im Hause war.“

„Jemand? Wer?“

„Die Tochter Ihres Herrn, — Fräulein Sisily Turold.“ Ärgerlich und scharf stieß Barrant dies hervor.

Thalassa maß ihn kalt. „Wenn Sie das wissen, warum fragen Sie mich?“ versetzte er.

„Weil Sie sie einließen.“

Der Schatten eines Lächelns erschien auf Thalassas sonst reglosem Gesicht. „Wollen Sie mich zum besten halten? Ich ließ niemand ein.“

„Thalassa“, sagte ernst der Detektiv, „um Ihretwillen rate ich Ihnen jetzt, die Wahrheit zu sagen. Vielleicht bewahren Sie Schweigen aus falsch aufgefaßter Rücksicht gegen die Tochter Ihres Herrn, doch das ist weder günstig für sie, noch für Sie selbst. Ich weiß mehr als Sie denken. Verschanzen Sie sich weiter hinter Schweigsamkeit, so bringen Sie sich in eine üble Lage, und es kann sehr arg für Sie werden. Am Tage, da Ihr Herr starb, wurde bemerkt, daß Sie an der Tür unten lauschten.“

„Also das ist es, nicht wahr? Sie glauben, mir einen Strick um den Hals legen zu können, und ich kann mich nur retten, wenn ich sage, was Sie wollen? Hol der Teufel Sie und Ihre Spitzelfinten! Ich frage nicht so viel danach!“ Er schnippte seine langen braunen Finger Barrant ins Gesicht.

„Halten Sie Ihre Zunge im Zaum, Schurke“, sagte Barrant, dessen Wangen sich zornig röteten. „Bedenken Sie, wohin das führt. Nachmals: Wollen Sie die Wahrheit sagen?“

„Ich sagte alles, was ich weiß.“

„Wollen Sie mich glauben machen, daß Sie die Tochter Ihres Herrn nicht in das Haus ließen?“

„Ich ließ sie nicht in das Haus.“

„Konnte jemand ohne Ihr Wissen eindringen?“

„Mag sein.“

„Hörten Sie jemand?“

„Wen hätte ich wohl hören sollen, da ich im Kohlenkeller war!“

Der offene Hohn in Thalassas Zügen zeigte, daß er durch solche Fallen nicht zu fangen war. In stummer Wut sagte sich Barrant, der Mann sei zu klug, um irregeführt, zu tapfer, um eingeschüchtert zu werden. Barrant erkannte, daß es augenblicklich nutzlos sei, sich der Anstrengung auszusetzen, Thalassa mit Gewalt etwas entwinden zu wollen. Er hatte mit zu offenen Karten gespielt, als daß jener nicht auf seiner Hut wäre. Es blieb auch noch die Möglichkeit, daß er die Wahrheit gesprochen hatte, soweit sie ihm bekannt war. Doch einen letzten Schuß wollte er wagen.

„Sie benehmen sich sehr töricht, doch ich will Sie nicht verhaften, — jetzt noch nicht“, sagte er mit Nachdruck. „Ich werde aber die Ortspolizei anweisen, ein Auge auf Sie zu haben.“

„Ach, den Narren aus dem Kirchdorf, — mit dem Strohhelm“, sagte Thalassa und lachte rauh.

Der letzte Schuß war ein arger Versager gewesen. Der Mann spottete die Gesetze und die Androhung seiner Verhaftung konnte ihn nicht einschüchtern. Mit aller Würde, die er aufbringen konnte, ging Barrant auf die Türe zu.

„Leuchten Sie mir nach der Küche hinunter“, sagte er. „Ich möchte Ihre Frau sprechen.“

Thalassa wollte etwas erwidern, dann schien er sich anders zu besinnen und verließ das Zimmer. Schweigend erreichten sie die Küche und traten ein.

Das graue Weiblein am Tische saß noch in der Stellung, in der Barrant sie zuletzt gesehen hatte: den Kopf über die verschränkten Hände gebeugt. Als sie eintraten, sah sie teilnahmslos auf. Barrant rührte an ihrem Arm. Da zitterte sie nun in furchtbarer Erregung, versank aber gleich wieder in Unbeweglichkeit.

„Frau Thalassa, ich möchte mit Ihnen sprechen", sagte Barrant und hob die Stimme, als spräche er zu einer Tauben. „Saßen Sie vorgestern an dieser Stelle, als der Lärm aus Herrn Turolds Zimmer drang?"

„Der Herzbub kommt auf den Müllhaufen", murmelte sie, ohne aufzublicken.

„Hören Sie doch, Frau Thalassa." Er sprach noch lauter. „Vernahmen Sie den Schuß vor dem Krach?"

Der laute Ton schien zu ihrem Bewußtsein zu dringen, und in neuer Angst schrak sie auf . . . „Ich komme, ich komme, gnädiger Herr. Jasper, wo ist die Tasse?" Sie stand einen Augenblick lang, dann sank sie in ihren Sessel zurück, den Blick auf die gegenüberliegende Wand geheftet.

„Was ist mit ihr los?" fragte Barrant, zu ihrem Gatten gewandt.

„So ist sie, seitdem es geschah", erwiderte Thalassa leise. „So fand ich sie, als ich aus dem Keller kam."

„Hörte sie den Schuß, — sah sie etwas?"

„Das kann ich nicht sagen. Als ich aus dem Keller kam, schien sie vor Schreck gelähmt und zeigte nur auf die Decke. Ein lauter Krach sei von oben gekommen, war alles, was ich von ihr erfahren konnte. Als ich dann von der versperrten Tür herunterkam, lag sie ohnmächtig auf dem Boden, und ich trug sie auf ihr Bett hinein. Es legte sich ihr offenbar aufs Hirn."

„Sie hat einen bösen Schlag erhalten", sagte Barrant ernst. Er betrachtete sie aufmerksam: die abwesenden Augen, die kauenden Lippen, die zitternden Hände, den unsicheren Blick, der auf etwas Unsichtbares hinzustarren schien. Seltsame Vermutungen kreuzten in seinem Sinn, da er sie beobachtete. Welch fürchterlichem Erlebnis dankte sie diesen Zustand? Was wußte sie von den geheimnisvollen Vorgängen, die sich in diesem stillen Hause abgespielt hatten?

Während Barrant sie betrachtete, beobachtete Thalassa sie beide mit einer Besorgnis, die, hätte er sie gesehen, Barrant beunruhigt haben würde.

„Sie werden aus ihr nicht klug werden", sagte Thalassa nun.

„Ich will es nochmals versuchen", flüsterte Barrant fast zu sich selbst. Er wandte sich ihr wieder zu, diesmal ohne die Hand auf ihren Arm zu legen. „Frau Thalassa", sein Ton war jetzt freundlicher, — „wollen Sie nicht versuchen, mich zu verstehen?"

„Rot und schwarz . . . schwar und rot." Ruhelos bewegten sich ihre Hände.

In jäher Erkenntnis der Vergeblichkeit seines Bemühens, aus diesem umnachteten Geist neue Wissenschaft zu holen, ging Barrant plötzlich ohne jedes weitere Wort. Und Thalassas schwarzer Blick folgte ihm durch die Tür bis in die Dunkelheit der Nacht.

17. Kapitel.

Durch die verdunkelte Wohnung tönte die Glocke mit dem beschwörenden Klang des Mechanismus, der Menschenhand blind gehorsam ist. Herr Anton Brimsdown aber tat, als merke es es nicht. Ein ältlicher alleinlebender Junggeselle, war er hinreichend Herr seiner eigenen Angelegenheiten, um beim Eintreffen der letzten Post einfach die Briefe durch den Schlitz an der Tür zu Boden fallen zu lassen, bis es ihm genehm war, sie aufzuheben.

Er stand in der Mitte des Zimmers und betrachtete ein seltenes Zierstück — ein goldener Reif war es, einem Armband gleich, — an dessen Innenrand Ziffern und Zeichen des Tierkreises eingegraben waren. Es war eine tragbare Sonnenuhr aus dem 16. Jahrhundert. An diesem Abend aber fehlte ihm das rechte Interesse. Mit einem Seufzer stellte er das Kleinod nieder und schritt ruhelos im Zimmer auf und nieder.

Herr Brimsdown lebte für das Gesetz. Als Familienanwalt war er die Verläßlichkeit selbst, ein ausgezeichneter Kämpfer, schlau und zurückhaltend, tief wie das Grab und verschwiegener als dieses. Er lebte zurückgezogen, und Jahre der Einsamkeit hatten ihn mit einer undurchdringlichen Mauer umgeben.

Nun aber bewegten sich seine Lippen und er sprach laut. Scharf fiel seine Stimme in die schwere Stille.

„Ein Unglück — ein großes Unglück. Warum geschah es nur? Aus Gram um seine Frau?"

Sein Gesicht war voll ungewöhnlicher Erregung. Es war gut, daß seine Klienten ihn in diesem Augenblick nicht sehen konnten. Sie hielten ihn keiner menschlichen Regung für fähig. Und doch lag Menschentum in ihm, — tief, ganz tief.

„Dreißig Jahre!" murmelte er. Dann schien sein Sinn wieder an den früheren Gedankengang anzuknüpfen. „Nein, nein. Nicht wegen seiner Frau. Soviel bedeutete sie ihm nicht. Dreißig Jahre — verschwendet. Mein Herz blutet beim Gedanken daran. Sollte ich hinfahren? Wollte er mich sehen? Weiß Gott —"

Seine Erregung galt dem Tode von Robert Turold. Er hatte die Nachricht einer Zeitung entnommen, als er im Restaurant sein Abendbrot nahm. Die plötzliche Meldung von dessen Tod hatte ihn getroffen wie ein betäubender Schlag.

Seine Beziehung zu Robert Turold war eine tiefe, aufrichtige. Sein verstorbener Klient war ihm immer das Ideal eines aufrechten Mannes gewesen. Fest und unbeugsam — felsengleich. Der Gegenstand seiner Forschung war dem Anwalt sympathisch. Er hatte Ehrfurcht vor dem Adel. Vor ererbtem, wohlverstanden, dessen Anwärter mit blauem Blut geboren wurden. Seiner Überzeugung nach war Robert Turold ein solcher.

Mit einem Seufzer ging Herr Brimsdown, nach der Post zu sehen. Im unsicheren Lichte lag ein Brief auf der Erde, — ein dicker grauer Umschlag, der in dünnen, unregelmäßigen Zügen seine Adresse trug. Der Anblick dieser Schrift schreckte ihn, als sei es ein Gruß aus dem Jenseits. Denn der dies geschrieben hatte, war der Gegenstand seiner Gedanken, — Robert Turold.

Mit Gewalt überwand er sich und öffnete, nun doch widerstrebend, den Umschlag, den er hielt. Der Brief kam aus Flint House und trug das Datum des gestrigen Tages. Nur wenige Zeilen enthielt er, doch gleich eingangs befremdete den Anwalt die ganz ungewohnte Vertraulichkeit der Anrede. „Mein lieber Brimsdown" klang verwunderlich von einem Formenmensch wie Robert Turold. Die Schrift aber war die seine — unverkennbar. Herr Brimsdown hatte sie zu oft gesehen, um sich irren zu können. Mit wachsendem Vermuten, dies Ganze sei kein Produkt nüchterner Vernunft, las er weiter:

„Können Sie all Ihre derzeit laufenden Angelegenheiten verschieben und bei Erhalt dieser Zeilen nach Cornwall kommen? Wenn Sie telegraphieren, wann Sie reisen, sende ich Ihnen einen Wagen nach Penzance entgegen. Es ist eine Sache von größter Wichtigkeit."

Ein Postskriptum folgte in seltsamem Gegensatz zu diesen förmlichen Zeilen, — ein hastig hingeworfenes, verlöschtes Postskriptum, das offenbar in größter Eleganz hergesetzt worden war:

„Um Himmels willen, zögern Sie nicht! Kommen Sie gleich!"

„Um Himmels willen, zögern Sie nicht! Kommen Sie gleich!"

Der Brief an sich war nicht bemerkenswerter als seine Beförderung nach des Absenders Tode, die Berufung nach Cornwall aber hatte an sich nichts Überraschendes. Er entsann sich eines ähnlichen Besuches in Nordfolk, der einige Jahre zurücklag, und Robert Turolds Briefen aus der letzten Zeit war zu entnehmen, daß seine Ansprüche in eine Phase getreten waren, die sorgsamste gesetzeskundige Durchführung brauchte.

Und nun war Robert Turold gestorben inmitten seiner Pläne, gestorben, als er fast zum Gipfel seiner Träume emporgestiegen war.

Das Abendblatt, das Brimsdown heimgebracht hatte, lag auf dem Teppich zu seinen Füßen. Groß leuchtete die Überschrift „Ein Cornwallsches Rätsel", die ihm im Restaurant zuerst ins Auge gefallen war. Herr Brimsdown hob das Blatt auf und las den Bericht nochmals. Doch da stand nichts, was ihm helfen konnte. Nur eine kurze Schilderung des Ereignisses, — eines Todes, der, um die Worte des Berichterstatters zu gebrauchen, „auf Selbstmord schließen ließ".

(Fortsetzung folgt.)

Vorläufer der modernen Frauenbewegung

Plato, der erste Frauenrechtler. — Die Frau an den Hochschulen des Mittelalters. Die schöne Professorin hinter dem Vorhang.

Von Wilhelm Ackermann.

Die Frauenbewegung, letzten Endes das Streben des weiblichen Geschlechts nach freier, individueller Entwicklung auf geistigem Gebiet, ist entgegen der vorherrschenden Ansicht keineswegs ein Produkt unserer Zeit. Fast jede vergangene Epoche der Geschichte weist bereits ähnliche Bestrebungen auf, wenn auch ihre Verfechterinnen gewöhnlich allein standen oder nur selten eine größere Gefolgschaft selbst unter den eigenen Geschlechtsgenossinnen fanden. Frau von Staël, die unter ungünstigen Umständen für die Gleichberechtigung der Frau eintrat, ist wohl die bekannteste Vorkämpferin der Frauenbewegung früherer Zeit gewesen.

Aber schon lange vor der geistreichen Französin finden sich Beispiele genug, die zeigen, daß tatsächlich immer wieder die gleichen Gedanken auftauchen und daß die Entwicklung der Frau häufig ein Maßstab für das Kulturniveau eines Volkes ist.

Schon Plato forderte die Gleichstellung beider Geschlechter in Politik und Wissenschaft, ohne indessen damit durchdringen zu können. Weder auf politischem noch auf wissenschaftlichem Gebiete spielte die griechische Frau eine Rolle, mit Ausnahme der Hetäre, die als Kameradin des Mannes (das Wort Hetäre bedeutet Genossin) an seinem intellektuellen Leben teilnahm. Da sie sich auf künstlerischem Gebiet und durch ihre oft wirklich hohe Bildung auszeichnete, stand sie vielfach in höherem Ansehen als die biedere, hausbackene Ehefrau. Aspasia, Perikles' letzte Frau, war wohl die berühmteste Vertreterin dieser Klasse.

Platos Lehre lebte noch einmal kurz, aber glänzend auf, als Hypatia im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung an der Hochschule von Alexandrien, der Hüterin des Erbes griechischer Dichter und Denker, seine Philosophie lehrte. Von fern und nah eilte man nach der ägyptischen Hochschule, um sich von „dem Wunder ihres Geschlechts" in Platos Gedankengänge einführen zu lassen.

Im Mittelalter waren die Klöster der Sitz der Gelehrsamkeit; die Frauenklöster machten davon keine Ausnahme. Unter den Nonnen finden sich nicht nur mystische Dichterinnen, wie Hadwig, die ehemalige Gemahlin Herzog Heinrichs I. von Schlesien, sondern auch gelehrte Frauen gleich der Äbtissin des Klosters Ruppertsberg bei Bingen, Hildegard von Böckelheim, die mit den Klassikern völlig vertraut war und auch ein umfangreiches Werk über das Tier-, Pflanzen- und Mineralreich verfaßt hat.

Aus der Mitte des 14. Jahrhunderts finden wir in den Verzeichnissen alter Universitäten, wie Salerno, Bologna, Paris zahlreiche Frauennamen, nicht nur als Studierende, sondern auch als Lehrerinnen. So las in Salerno eine gewisse Trotula mit Erfolg Medizin. Diese Fakultät scheint damals die größte Anziehungskraft für Frauen besessen zu haben. Zählte doch z. B. Frankfurt am Main im 15. Jahrhundert zeitweilig nicht weniger als 15 Ärztinnen. Unter den Juristinnen ist die reizende Novella D' Andrea am bekanntesten geworden, deren Gelehrsamkeit ihrer Schönheit nicht nachstand. Als sie in Bologna kanonisches Recht las, tat sie es hinter einem Vorhang stehend, damit die Herren Studiosi nicht durch ihre Person abgelenkt würden. Welche Frau wäre heute zu dieser Selbstlosigkeit fähig? Als Sprachgenie wird die 1684 gestorbene Venezianerin Elena Cornaro gerühmt, die sieben Sprachen, darunter das Arabische und Hebräische, fließend beherrschte.

Die Renaissance führte die Frau auf eine besonders hohe Stufe. In den vornehmen Familien Italiens erhielten die Mädchen die gleiche Erziehung wie die Knaben, um so jederzeit den Vater, Bruder oder Gatten ersetzen zu können. Wir sehen sie als Regentinnen und Fürstinnen, häufig von fast männlichem Charakter, die neben der Wahrnehmung ihrer Herrscherpflichten noch Zeit fanden, eine zahlreiche Kinderschar großzuziehen und ihre persönliche Schönheit zu pflegen, vor allem, indem sie ihr Haar in der damals beliebten Modefarbe Blond färben ließen. Am bekanntesten wurden Catarina und Battista Sforza sowie Isabella d'Este, von denen die Erstgenannte für ihren Gatten die Engelsburg besetzte und erfolgreich verteidigte.

Nicht nur in Italien hat die Renaissance die Entwicklung der Frau günstig beeinflußt, auch in anderen Ländern läßt sich die gleiche Beobachtung machen, so auch in Deutschland. Hier setzte, nachdem mit dem Ausgang der Renaissance überall ein Rückgang eingetreten war, zu Beginn des 18. Jahrhunderts eine Bewegung ein, die schon modernen Forderungen der Frau nahe kommt. Den Anstoß zu ihr gab Gottsched, der mit Nachdruck dafür eintrat, daß den Frauen der Zugang zur Universität geöffnet wurde. In zahlreichen Schriften wies er auf die Notwendigkeit hin, die Wissenschaften in vollem Umfange dem weiblichen Geschlecht zugänglich zu machen, ein für das damalige Deutschland fast unerhörtes Verlangen. Nur ganz vereinzelt hatten bis dahin Frauen eine Universität besuchen dürfen, wie z. B. Dorothea Erxleben, die es nur dem persönlichen Einflusse Friedrichs des Großen zu verdanken hatte, daß sie in der medizinischen Fakultät promovieren konnte. 1787 bestand wieder eine Frau, Dorothea Schlözer, das Doktorexamen, und dreißig Jahre später ein gewisses Fräulein Siebold, nachdem ihre Mutter ihr zwei Jahre mit gutem Beispiel vorangegangen war. Beide ließen sich dann als Frauenärztinnen nieder. Dann geriet die Bewegung wieder für eine lange Zeit völlig ins Stocken. Es dauerte weit mehr als ein halbes Jahrhundert, bis der alte Kampf wieder aufgenommen wurde, der jetzt auf so vielen Gebieten mit dem völligen Siege der Frau geendet hat.

Wieviel Menschen kann die Erde ernähren?

Von Professor Dr. W. Halbfaß - Jena.

Hermann Wagner, der bekannte Göttinger Geograph, hat die Zunahme der Bevölkerung der Erde im Laufe der letzten fünfzig Jahre in seinem Lehrbuch der Geographie auf 425 Millionen Menschen geschätzt, trotz des Weltkrieges und aller seiner wirtschaftlichen Folgen. Das entspricht einer jährlichen Zunahme von 0,57 Prozent. Es taucht die sehr natürliche und zugleich verhängnisvolle Frage auf: Wie lange wird es noch dauern, bis die Erde übervölkert, d. h. nicht mehr imstande ist, ihre Bewohner zu ernähren?

Bislang erweckte dieses Problem mehr das rein theoretische Interesse der Vertreter der Wissenschaft, aber genauere Untersuchungen, wie sie z. B. der Berliner Geograph Penck in seiner Arbeit „Das Hauptproblem der physischen Anthropogeographie" angestellt hat, geben einen Begriff seiner eminent praktischen Bedeutung für die Menschheit.

Auf Grund einer recht summarischen Einteilung der Landfläche in fruchtbare Gebiete, Steppen und Wüsten hat zum erstenmal der damals in England lebende deutsche Geograph E. G. Ravenstein 1890 auf der Versammlung der „British Association for the advancement of Science" zu Leeds die größtmögliche Zahl der Menschen auf rund sechs Milliarden berechnet; spätere Schätzungen der Volkswirtschaftler Freiherrn von Fircks und Ballod haben diese Zahl ein wenig erhöht, während der eingangs erwähnte Geograph Wagner die Frage aufgeworfen hat, ob die Erde überhaupt imstande ist, die doppelte Zahl an Menschen, die sie heute trägt, etwa 1800 Millionen, zu ernähren.

Penck hat nun auf Grund der natürlichen, durch Klima und Boden bestimmten Produktionskraft der verschiedenen Gebiete der Erde und der Intensität des Bodenbaues, die wesentlich von seiner Kulturhöhe abhängt, versucht, sowohl die höchst denkbare als auch die wahrscheinlich größtmögliche Bewohnerzahl der Erde aufs neue zu ermitteln; er kommt, um das Resultat seiner Berechnungen gleich vorweg zu nehmen, zu dem Ergebnis, daß nicht mehr als höchstens sechzehn Milliarden Menschen auf der Erde existieren können, daß aber die wahrscheinlich größte Bewohnerzahl nur etwas unter der Hälfte dieser Zahl betragen dürfte, also etwa ein Drittel mehr, als der erste Bearbeiter dieser Frage, Ravenstein, ermittelt hatte.

Er geht dabei von den elf Klimagebieten aus, in die der Hamburger Klimatologe Köppen die Erde eingeteilt hatte, wobei das feuchtwarme Urwaldklima die wohl höchste Bevölkerungszahl (200 auf den Quadratkilometer) zugewiesen erhält, das Tundrenklima der Polarzonen mit 0,01 die niedrigste, während natürlich das Gebiet des ewigen Frostes im Bereich der Inlandsmassen des hohen Nordens und Südens menschenfrei bleibt. Dem feuchttemperierten

Klima der gemäßigten Zone, zu der auch Deutschland gehört, schreibt er eine Dichtemöglichkeit von 100 Seelen auf den Quadratkilometer zu, also weniger als gegenwärtig die Volksdichte Deutschlands (125) beträgt.

Von den nicht ganz acht Milliarden potentieller Bevölkerung der Erde entfallen fünf Achtel auf die Tropen und drei Achtel auf die gemäßigte Zone, während gegenwärtig bei 72 Prozent auf der gemäßigten Zone nur 28 Prozent auf die Tropen entfallen. Die Tropen sind eben das Gebiet der großen Menschenanhäufungen der Zukunft, während es heute die gemäßigten Zonen sind. Diese Tatsache wirft ein bezeichnendes Schlaglicht auf die wirtschaftliche Entwicklung der Menschheit in der Zukunft. Die beiden großen angelsächsischen Reiche England und Nordamerika, können jedes etwa 600 Millionen Menschen dauernd ernähren, wobei Kanada mit sechzig, die südafrikanische Union mit ebensoviel, Australien und Neuseeland mit 450 Millionen eingesetzt wurden, während Indien, als nur zu einem äußerst geringen Prozentsatz mit Weißen bevölkert, außer Ansatz blieb. Die beiden Reiche bieten aber zusammengenommen nur ebensoviel Raum für weiße Bevölkerung wie die Vereinigten Staaten von Brasilien und die spanisch-amerikanischen Staaten. Man sieht also eine Möglichkeit, daß die spanisch und portugiesisch sprechenden Völker in Zukunft das anglo-amerikanische Element von seiner gegenwärtigen dominierenden Stellung verdrängen könnten! Während zur Zeit Eurasien, d. h. Asien mit Europa, 80 Prozent der Erdbevölkerung besitzt, kann es zur Zeit der wahrscheinlich größten Bevölkerung der Erde nur etwa 26 Prozent aufnehmen, d. h. weniger als Afrika, das zur Zeit nur 7 Prozent der Bevölkerung besitzt, und etwa ebensoviel wie Südamerika, in dem zur Zeit nur 8½ Prozent der Menschheit wohnen. Man darf daher annehmen, daß die zunehmende Füllung der Erde mit Menschen von großen geschichtlichen Umwälzungen begleitet werden wird.

Freilich ist hierbei die Frage unberührt geblieben, ob nicht in Zukunft die verbesserte Verkehrsmöglichkeit es dahin bringen wird, daß die Menschen an einer Stelle der Erde die Früchte verzehren, die eine andere hervorgebracht hat, und ob nicht die Bearbeitung der feucht-heißen Urwälder Afrikas und Südamerikas den Menschen so große Hindernisse darbieten wird, daß sie es schließlich vorziehen, in der Hauptsache in den gemäßigten Klimagebieten wohnen zu bleiben. Auch die verschiedene geistige Energie der Völker der Tropen und der gemäßigten Zone ist nicht in vollem Umfang berücksichtigt worden, sodaß die zukünftige Verteilung der Bevölkerung noch ein sehr strittiges Problem bleiben wird.

Aber nun zum Schluß noch eine wichtige Frage, welche die jetzt lebende Menschheit und ihre nächsten Nachkommen interessieren muß. Wann wird der Lebensraum der Erde erfüllt sein? Wird die Zunahme der Bevölkerung im Tempo der letzten fünfzig Jahre erfolgen — in weniger als 300 Jahren, für die gemäßigte Zone schon in etwa 150 Jahren.

Man braucht aber deshalb noch lange nicht ein Anhänger Malthus' zu werden, der eine Selbstbeschränkung in der Vermehrung der Menschheit empfahl, denn es ist in hohem Maße wahrscheinlich, daß die Vermehrung in dem nächsten Jahrhundert in einem erheblich langsameren Tempo erfolgen wird als in den verflossenen fünfzig Jahren. Diese war eine Folge der großen Ausdehnung und Verbesserung des Verkehrs, die weite Gebiete der Erde der Kultur erschloß, die vorher brach lagen und nun mühelos besetzt werden konnten. Diese Periode scheint nun abgeschlossen. In Zukunft werden unter viel größeren Mühen Gebiete erobert werden müssen. Eine Verlangsamung in der Vermehrung der Menschen wird also ganz von selbst eintreten.



Bunte Chronik



*** Das größte Telephonbuch Europas.** Den Londonern ist soeben das neue Telephonbuch ins Haus geschickt worden. Es ist 1500 Seiten stark und wiegt fünf Pfund. Die letzte Ausgabe des Londoner „Phone Directory" war im März d. Js. verschickt worden. Die jetzige enthält 12000 Namen mehr als jene. Wenn der Londoner Telephondienst fortfährt, in diesem Umfange zuzunehmen, so wird, wie die Blätter hervorheben, die Postdirektion gezwungen sein, die ganze Anlage des Buches grundlegend zu ändern, wenn das Buch auf einen Band beschränkt bleiben soll. Vor zwei Jahren wurde das Problem vorübergehend dadurch gelöst, daß die Seite dreispaltig, statt wie bis dahin zweispaltig geteilt wurde. Die Postbehörde wird sich bald einer ähnlichen Schwierigkeit gegenübergestellt sehen. Wie sie diese lösen wird, ist noch nicht entschieden. Die Aufgabe, ein Londoner Telephonbuch herzustellen, ist, wie der Daily Telegraph es ausdrückt, monumental. Zwei Ausgaben werden jedes Jahr hergestellt, und jedesmal sind an 50000 Änderungen und Ergänzungen erforderlich. Die jetzige Ausgabe enthält die Namen und Adressen von 352000 Teilnehmern. Da viele Bureaus zwei oder mehr Exemplare des Telephonverzeichnisses brauchen, werden 490000 Bücher verteilt. Viele Firmen haben mehrere Anschlüsse, die meisten die „United Diaries Ltd." (Milch und Milchprodukte), die auf fünf Spalten 507 Anschlüsse aufweist. Wer den Telephonanschluß einer Mr. Smith sucht, hat nichts zu lachen. Es gibt in London dreitausend Teilnehmer dieses Namens, die auf 35 Spalten verteilt sind, die meisten heißen John oder James oder Charles. „Brown" (auch Browne) umfaßt 1450 Träger dieses Namens und 18 Spalten, und „Jones" begnügt sich mit 17 Spalten.

●

*** Ein Paradies für Einbrecher.** Die Pariser Bannmeile steht nicht gerade im Rufe der allergrößten Sicherheit vor allem Verbrechergesindel. Deshalb hätte man als selbstverständlich annehmen können, daß der Vorort Vaucresson bei St. Cloud mindestens einen Polizei- oder Gendarmerieposten oder wenigstens einen Nachtwächter besitzt. Merkwürdigerweise ist nichts hiervon der Fall. Deshalb hatten es in einer der letzten Nächte einige Einbrecher aus Paris nicht im geringsten eilig mit dem Aussuchen des Ortes für ihre nächtliche Tätigkeit. In aller Gemütsruhe und nicht ohne erheblichen Lärm kamen sie nachts um zwei Uhr mit einem Lastwagen in den schlummernden Ort und begannen langsam und gründlich mit der Untersuchung einer Haustür. Leider hatte der Besitzer einen leichten Schlaf, erwachte, sah zum Fenster hinaus und erkundigte sich nach den Wünschen der Herren. Diese packten ohne Überstürzung ihr Handwerkszeug zusammen, kletterten in ihren Wagen und fuhren um die nächste Ecke. Auf den Alarmruf des Hausbesitzers hin meldete sich kein Mensch. Einige Minuten später versuchten es die Einbrecher in einer Villa, die ihres behäbigen Äußern wegen gute Beute versprach. Bedauerlicherweise weckte ihr Hantieren auch dort den Hausbesitzer, und sie mußten weiter fahren, freilich ohne im geringsten verfolgt zu werden. Als zwei Stunden später der Bahnhofsvorstand noch ein wenig verschlafen zum Dienst kam, mußte er feststellen, daß die Türen zu seinen Amtsräumen offen standen und die Stationskasse ausgeplündert war. Wagenspuren verrieten, daß es sich hier um die schon zweimal gestörten Einbrecher im Auto handelte.

●

*** Moderne Seeräuber.** Im Haugelsund an der Nordostküste Norwegens wurde unlängst ein regelrechtes Seeräuberschiff von norwegischen Küstenkreuzern aufgespürt und genommen. Die Besatzung hatte eine ganze Reihe von Missetaten auf dem Kerbholze, denn mit dem, ebenfalls gestohlenen Schiffe, hatte sie eine ganze Reihe von Einbrüchen ausgeführt, unter denen vor allem die Umgegend von Bergen sehr zu leiden hatte. Sie führten ihre Verbrechen stets in der Weise aus, daß sie in einer entlegenen Bucht an Land gingen und Einbrüche vor allem in einsamen Häusern verübten, aber auch vor Plünderungen von Lagerhäusern in den Häfen nicht zurückscheuten. Jetzt hat man die ganze Bande dingfest gemacht und einen großen Teil der gestohlenen Güter an Bord des Seeräuberschiffes vorgefunden. Die Piraten aber können sich bei der modernen Rechtspflege dafür bedanken, daß sie vor Gericht gestellt und dort abgeurteilt werden, anstatt nach altem Brauch an den Raaen ihres eigenen Schiffes kurzerhand aufgehängt zu werden.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.